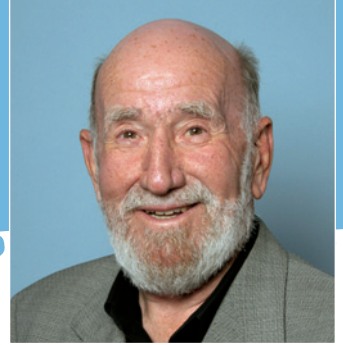


Erlebnisse eines Sachverständigen...



Unterwegs in Köln (Teil 1)

Da stehe ich nun endlich mal wieder auf dem Bahnhofsvorplatz, vor und über mir der Kölner Dom. Meine beiden Freunde sind begeistert von dem Anblick des, wie sie sich ehrfurchtvoll ausdrücken, »riesige schwarze Steihufe«. Wir sind nach Köln gekommen, um zwei auch in der Schweiz heiß diskutierte Kunstwerke zu besichtigen: zum einen im Dom das »Richter-Fenster« im Giebel des südlichen Querhauses, so benannt nach dem in Köln ansässigen, weltbekannten Kunstmaler Gerhard Richter, und zum anderen das nicht weit vom Dom in der Kolumbastraße entstandene Diözesanmuseum, erbaut nach den Plänen des international bekannten Architekten Peter Zumthor aus der Schweiz.

Wir gehen die massive Granittrappe hoch und betreten den Dom durch das Nordportal. Da leuchtet uns schon das neue Domfenster entgegen. Die über mehr als 100 m² großen Glasflächen zwischen dem gotischen Maßwerk setzen sich aus ca. 11 500 Farbquadraten von je 9,6 x 9,6 cm Größe zusammen. Die 72 verschiedenen Farbtöne aus Antikglas entsprechen denen, die auch in den anderen mittelalterlichen Domfenstern verwendet wurden. Die unterschiedlichen Farbtöne sind je 72-mal vorhanden; sie wurden mit Hilfe eines Computerprogramms per Zufallsgenerator gemischt und in die Hälfte der Fensterflächen eingebaut. Die andere Hälfte ist die Spiegelung der so entstandenen Farbmischung, wobei sich die spiegelbildliche Darstellung im Wirrwarr dieser Farbquadrate nur nach detailliertem Suchen erschließt. Wir vergleichen die neue Komposition mit den mittelalterlichen Fenstern; dann verlassen wir den Dom auf der Westseite durch das Hauptportal. Freund Urs findet das Richter-Fenster »schön, bunt – eigenartig«; die bewusst herbeigeführte Unordnung der einzelnen Farbquadrate habe er als Chaos empfunden und auf das Chaos in der Welt bezogen. Völlig anders die Auffassung von Roger: »Schön, bunt – einzigartig. Ich empfinde dabei, wie sich die Kirche im Licht der Sonne öffnet, um einen Platz in der bunten Vielfalt verschiedener Glaubensrichtungen einzunehmen.« Phantastisch! Wäre es nicht schön, wenn sich alle Religionen und Glaubensgemeinschaften öffnen und einander tolerieren würden; so könnte die Menschheit vielleicht Frieden finden. Leider utopisch.

Während meine Freunde an einer offiziellen Führung im Inneren des Doms teilnehmen, besichtige ich in einer Gruppe die Ausgrabungen unterhalb des Doms. Kaum unten, treffen wir auf eine zweite Gruppe, die von einer temperamentvollen Frau angeführt wird. Da ich recht altmodisch bin und mich eher vom weiblichen als vom männlichen Geschlecht begeistern lasse, schließe ich mich dieser Gruppe an. Doch der junge Mann, der meine Gruppe führt, fängt mich wieder ein. Seit einmal jemand aus der letzten Gruppe des Tages über Nacht unter der Kirche eingesperrt wurde, dürfe er die Grabung stets nur mit allen Schäfchen verlassen, erklärt er. Die Besichtigung der Ausgra-

bungen gewährt mir neue Einblicke in die Vergangenheit meiner Heimatstadt. Neben den imponierenden Fundamenten des gotischen Domes wurden Reste und Fundamente des alten Doms aus dem 9. Jahrhundert sowie Wandmalereien von einer römischen Siedlung aus dem 1. Jahrhundert freigelegt.

Aus der Tiefe wiederaufgetaucht, zeige ich meinen Freunden die Stelle, von wo aus die Turmseite (Westseite) des Doms am wirkungsvollsten fotografiert werden kann: von der Straße Burgmauer, Höhe Haus Nr. 16, aus. Dann schlendern wir über den Wallraffplatz zur Minoritenkirche, wo ich 1947 in und aus den Trümmern der Kirche mein Gesellenstück – Teil eines Fenstergewändes aus Sandstein – gefertigt und eingebaut habe. Ich erzähle, wie ich nach dem 2. Weltkrieg als junger Steinmetz, in den vielen Trümmern nach geeigneten Steinen suchend, die merkwürdigsten Situationen erlebt habe. Unweit des in der Nähe des Doms gelegenen Altermarkts sollte ein noch halbwegs erhaltenes Haus inmitten gleichartiger, jedoch zerstörter Häuser wieder aufgebaut werden. Ich hatte die Aufgabe, aus den Trümmern der zerstörten Häuser Gewändeteile aus WEIBENER TUFF herauszusuchen, um die Gewände in dem nun wieder aufzubauenden Haus zu ergänzen. Die Tuffstein-Gewände waren ca. 10 x 15 cm im Querschnitt, leicht profiliert und sollten entsprechend passend abgelängt werden. Die Tuffsteine waren vor allem durch die große Hitze bei der Zerstörung der Häuser durch Brand derartig spröde, dass sie schon auseinanderbrachen, wenn man nur mit Hammer und Meißel auf sie zuging. Jeder Versuch, mit steinmetzmäßigem Werkzeug eine Standfläche an die Gewände anzuarbeiten, misslang. Flex oder ähnliche Schneidegeräte standen ja damals nicht zur Verfügung. Nach einigen Versuchen stellte ich jedoch fest, dass man diesen fast basalteinschlussfreien Tuff mit einer Holzsäge schneiden konnte. Von da ab ging die Arbeit munter voran.

Zuletzt gehen wir hinüber zum Diözesanmuseum, errichtet von Peter Zumthor unter Einbeziehung des Restmauerwerks und der Fundamente der zerstörten Kirche St. Kolumba und der Kapelle »Madonna in den Trümmern« von Gottfried Böhm. Doch es ist Dienstag, und – entgegen den Gepflogenheiten aller Museen, die ich in Europa kenne, welche montags geschlossen sind – hat man hier den Dienstag gewählt. Enttäuscht begeben wir uns in den direkt neben dem Museumseingang befindlichen kleinen Caffeeladen und lassen uns vom »besten Cappuccino nördlich der Alpen« versöhnen. Über die weiteren Eigentümlichkeiten dieses Museums berichte ich dann beim nächsten Mal.

Dipl.-Ing. Willi Stocksiefen

